

Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine
Band: 32 (1950)
Heft: 38

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 13.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schweizer Frauenblatt

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizerischer Frauenvereine

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt“, Zürich
Inseraten-Annahme: August Fitze, Verlag, Stockenstrasse 64, Zürich 2, Telefon 272975, Postcheck-Konto VIII 12433
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG., Telefon 22252, Postcheck-Konto VIII b 58

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Inserationspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland. Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate. Inseratenschluß Montag abend

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 12.50, halbjährlich Fr. 6.80. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.-. Einzel-Nummern kosten 28 Rappen. Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhofskiosken. Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Die Arbeit des internationalen Roten Kreuzes

Es sind im Laufe der letzten Jahre unzählige Berichte über die Arbeit des Roten Kreuzes in Europa verbreitet worden, über die Missionen im Nahen und Fernen Osten aber hörte man eigentlich wenig, obwohl gerade unter fremdesten Verhältnissen die Arbeit am schwersten ist und die Notwendigkeit der Hilfe bei der Primitivität der Bevölkerung am dringendsten war. Dem Bedürfnis nach Aufklärung entsprach der Zürcher Presseverein, der zwei prominente Delegierte des Roten Kreuzes von ihren Erfahrungen in Kriegsgebieten Indiens und Palästinas an einem Vortragsabend in Zürich erzählen liess:

Dr. med. Roland Marti, derzeit Chef einer Aerztemission in den Flüchtlingszentren von Bengalen gab einen interessanten Ueberblick über die Situation im ehemaligen Gebiet Britisch-Indiens. Als der riesige Block vor drei Jahren zufolge religiöser Streitigkeiten in Indien und Pakistan aufgeteilt wurde, hatte dies eine Umsiedlung von 10 Millionen Gläubigen zur Folge. Immer neuer Kernpunkt des Konfliktes war die Provinz Kaschnir, wo das Internationale Komitee vom Roten Kreuz vor allem als neutraler Vermittler zu funktionieren hatte unter gegen 2 Millionen Flüchtlingen, die durch die mohammedanischen und hinduistischen Streitigkeiten aus ihren Heimstätten vertrieben worden waren.

Zu Beginn dieses Jahres stand Bengalen im Mittelpunkt des Interesses, ein Land, das ebenfalls 1947 geteilt worden war und zufolge schlechter wirtschaftlicher Verhältnisse ständig unter religiösen Massakern zu leiden hatte, denen Tausende von Menschen zum Opfer fielen. Pandit Nehrus Einsatz war es zu verdanken, dass das IKRK vier Aerztemissionen, denen je zwei Krankenschwestern beigegeben waren, in alle Teile des Landes geschickt werden konnten, die neben Krankenhäusern auch Milchverteilungszentren einrichteten. Eine der Hauptaufgaben bestand in der Errichtung hygienischer einwandfreier Flüchtlingslager, die oftmals Ausbruchsorte grosser Epidemien gewesen waren. Die Lage Bengalens hat sich heute insofern etwas gebessert, als im April dieses Jahres ein Abkommen zustande kam, das den Minderheiten gewisse Rechte einräumt. Die Erfahrungen haben aber gezeigt, dass es falsch wäre, die Missionen des IKRK einzustellen, bevor die Situation einigermaßen gesichert erscheint.

Birma, das östliche Nachbarland Indiens, war zur Zeit der religiösen Wirren des grossen Nachbarn, in einen fürchterlichen Bürgerkrieg verwickelt, von dem man seltsamerweise fast nie etwas hörte, obwohl er auch heute noch weiterdauert und täglich Opfer unter der Zivilbevölkerung fordert. Angesetzt durch die Minderheit der Bevölkerung, die etwa eine Million umfassende Gruppe der Karen, vermochte er beinahe die Hauptstadt des Landes in die Hände der Auführer zu bringen und treibt auch heute noch über eine Million Flüchtlinge durch das weite Land. Ihnen fehlt es am nötigsten, und das IKRK versorgt sie seit längerer Zeit mit Lebensmitteln und Medikamenten. Trotz kürzerer Lieferfristen ist die Flüchtlingsbetreuung in Palästina eher schwerer, da der Hass gegen die Engländer zu tief ist. Darüber berichtet Dr. Alfred M. Escher, Flüchtlingskommissär, in Palästina.

Die Vorgeschichte, die zum Aufkommen des Palästina-Konfliktes geführt hat, wurzelte in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts mit dem Aufkommen der zionistischen Bewegung. Die eigentlichen Feindseligkeiten allerdings begannen erst bei der Lösung des britischen Mandates am 14. Mai 1948. Das Misstrauensverhältnis der Araber, ihre absolute Unzuverlässigkeit und Unehrenhaftigkeit machte es den Vertretern des IKRK unmöglich, sie als Vermittler zu Hilfe zu nehmen. Jede Vertrauensstellung missbrauchten sie zur persönlichen Bereicherung oder zur Geltendmachung politischen Einflusses. Auch die finanzielle Notlage der Vereinigten Nationen erschwerte die Arbeit, da sie es unmöglich machte, langfristige Lieferverträge abzuschliessen. Der zähe Widerstand der Regierung verhinderte auch eine genaue Zählung der Flüchtlinge, die in Höhlen, Zelten und auf dem freien Felde hausten und unter die sich leider auch Betrüger mischten, die auf Kosten des IKRK lebten, Kleider und Heimstätten bezogen. Herr Dr. Escher wusste ein derart lebendiges Bild der schwer zu verstehenden Charaktere der Araber zu geben, das man erfasst, mit welchen Schwierigkeiten die Auslese der Mitarbeiter verbunden war. Sie mussten

nicht nur über eine aussergewöhnliche Geduld, Disziplin und Begeisterung verfügen, es brauchte vor allem eiserner Nerven, um in den unglaublichen Situationen den Betrügern und Unterhändlern einen eisernen Willen zu zeigen. Alle diese Eigenschaften mussten den wenigen Männern und Frauen eigen sein. Ohne sie wäre es nicht möglich gewesen, in knappen 16 Monaten 76 000 Tonnen Lebensmittel zu verteilen, und mit ihnen gegen eine halbe Million Flüchtlinge regelmässig zu verköstigen. Indem 300 Näherinnen ausgebildet wurden, konnten 190 000 Kleidungsstücke abgegeben werden neben 10 000 Zelten und einer halben Million Schlafsäcken und Decken. Durch die Errichtung von 16 Gewerbeschulen und 28 Unesco-Schulen mit 162 Lehrkräften gab man den heimatlosen, herumstreichenden Jugendlichen sinnvolle Beschäftigung und in 6 Spitälern und 46 Polikliniken betreute man die unzähligen Kranken und Verletzten, die ein Krieg immer wieder fordert. Mehr aber als alle praktische Hilfe wirkte das Beispiel selbstloser Aufopferung, das unter der Bevölkerung Nachahmer fand und jene Anerkennung, die sich erst dann zeigt, wenn die tätig Helfenden weggezogen sind. Die Arbeit wird weiter geleistet, das Beispiel hat gewirkt und damit ist mehr Segen in das Heilige Land gebracht worden, als in nackten Zahlen wiedergegeben werden kann.

Kulturinstitute als Bildungsstätten demokratischer Denkweise

«Erziehung zur Demokratie» war von vornherein die Devise, womit die Grundhaltung der Siegermächte bei der Besetzung Deutschlands bestimmt wurde. Es sind nur drei Worte, hinter denen sich aber ein ganzer Erziehungsprozess mit einer Unmenge von Problemen verbirgt, so dass die Einfachheit und Kürze des Ausdrucks im umgekehrten Verhältnis zur Verwickelung zu stehen scheint. Es soll das einmal durch einige Exponenten angedeutet werden, die in diesem Fall den Weg der Erziehung begrenzen, bzw. Ausgangs- und Zielpunkt kennzeichnen.

«Erziehung zur Demokratie» bedeutet in bezug auf Deutschland seit 1946 bekanntlich so viel wie: Erziehung aus der Diktatur zur Demokratie — von nationalen Egoismen über die europäische Gemeinschaft zu einer völkischen Verbundenheit — von Herdenmenschen zum selbstbewussten Individuum mit seinen mannigfachen Entfaltungsmöglichkeiten — von der Marionettenfigur zur selbstständigen, verantwortungsbewussten Persönlichkeit — aus der Hörigkeit zu Freiheit und Menschlichkeit.

Dieser Weg, der beim Individuum beginnt, seine Richtung durch dessen Wesen und Haltung erhält und hin bis zur Gemeinschaft führt, setzt begrifflicherweise auf beiden Seiten — bei Erziehenden und zu Erziehenden — ein Höchstmass an Einsicht und Bereitschaft voraus. Da aber bei einem, in jeder Hinsicht ausgehenden Volke, dem noch die notwendigsten Grundlagen der Existenz fehlen, auch demokratische Erziehungsgrundsätze leere Theorie bleiben, so gingen den ersten Erziehungsversuchen materielle Hilfsmassnahmen voraus. Wenn auch hier nicht auf Inhalt und Umfang all der Wohlfahrtsunternehmungen neutraler und alliierter Länder eingegangen werden kann, so soll doch dankbar daran erinnert werden, umso mehr, als manche derselben bis jetzt

fortdauern. So gehört — um nur ein Beispiel hier anzuführen — nicht nur das Schulkind mit seinem Essenöffelchen für die Hoover-Speisung noch heute zum alltäglichen Strassenbild, sondern auch der akademische Jugend ist es möglich, sich durch die Hoover-Spende gratis zu sättigen, und bei besonderer Bedürftigkeit weitere Hilfsmassnahmen des Auslandes in Anspruch zu nehmen. Sie sind zum Teil mit den von Quäkern oder der «National Catholic Welfare Conference» errichteten, aber allen Studierenden zugänglichen Studentenhäusern verbunden, welche letztere als Holzbauten mit Bibliothek, Les- und Arbeitszimmern, Küche und Nähzimmer ausgestattet, mangelndem Raum abhelfen und eine Art Tagesheim bilden.

Dass man sich zur Durchführung demokratischer Prinzipien, dann der Politik und Wirtschaft zu wende, dass für diese Gebiete eine gewisse Kontrolle eingeführt wurde, dass ferner der Alliierten Hohen Kommission auch für Gesetzgebung und Verwaltung das Recht einer gewissen Beeinflussung zusteht, sind schon aus Tageszeitungen bekannte Tatsachen.

Weit weniger bekannt hingegen sind jene Einrichtungen kultureller Art, womit die besetzenden Mächte das Gedankengut ihres Volkes den Deutschen zu erschliessen versuchen, womit sie Verständnis für die Eigenart ihres Lebens und Arbeitens wecken möchten, womit sie lebendig am Aufbau einer Demokratie mitzuwirken hoffen. Fast einheitlich sind die Methoden, die sich hierbei allmählich und ganz natürlich, beinahe selbstverständlich — manchmal unter gegenseitiger Betei-

* Diese Wohlfahrtsinstitutionen sind Gegenstand einer 1950 von einem Amerikaner bei der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät in Freiburg i. B. eingereichten deutschen Dissertation.

Eine Eingabe

Zürich, Glarus, Luzern, den 30. August 1950

An den Schweizerischen Bundesrat, Bern.

Hochgeehrter Herr Bundespräsident!
Hochgeehrte Herren Bundesräte!

Die Vorstände der unterzeichneten schweizerischen Frauenverbände sind durch die Schweizer-Europahilfe orientiert worden über die Wünsche des Auslandes und der IRO an unsere Behörden betreffend die Aufnahme von

Hard-Core-Fällen in der Schweiz.

Die leitenden Organe der unterzeichneten Verbände sind bereit, in aller nächster Zeit an ihre zahlreichen angeschlossenen Mitgliederverbände zu gelangen und sie aufzufordern, sich für die Aufnahme solcher Fälle in der Schweiz einzusetzen und durch ihre praktische Mitarbeit die Anstrengungen der Flüchtlingshilfe-Organisationen zu unterstützen und die staatliche Hilfe zu ergänzen. Sie sind überzeugt, dass bei richtiger Propaganda und guter Organisation der Helferwille vieler Schweizer und Schweizerinnen wiederum geweckt werden kann, besonders dann, wenn die Hilfsbereitschaft der Schweiz den bedauernswerten Hard-Core-Fällen gegenüber nicht nur vom menschlichen Standpunkte aus, sondern auch im Interesse des Ansehens der Schweiz eine Selbstverständlichkeit sein sollte.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Bund Schweiz Frauenvereine

Die Präsidentin:
sig. G. Haemmerli-Schindler

Schweiz. Gemeinnütziger Frauenverein

Die Zentralpräsidentin:
sig. A. H. Mercier

Schweiz. Katholischer Frauenbund

Die Präsidentin:
sig. L. Beck-Meyenberger

— herausgebildet haben. So wurden zu diesem Zweck eigene Häuser eingerichtet und sollten — je nach der Besetzungszuge und je nach dem Land, das sie repräsentieren, als «America-Haus», als «Institut Français» oder als «British Centre» — Inseln ausländischer Kultur, Pflegestätten gegenseitiger Verständigung und des Friedens, Bildungszentren demokratischer Denkweise darstellen.

Diese Institute sind jeweils mit reichhaltigen, jedermann zugänglichen Bibliotheken ausgestattet, die vielseitigen Aufschluss über ihre Heimatländer geben. Eigene Sprachkurse erschliessen hierfür nicht nur die elementarsten Kenntnisse, auch dem schon Sprachgewandteren bleibt manche stilistische Nuss zum Knacken, besonders, wenn beim Uebersetzen die fremdländische Denkweise nicht genügend beachtet wurde, und ein Lektor vielleicht häufig bemerkt: «C'est traduit correctement, mais un Français ne dirait cela jamais comme ça». Solche Kurse machen auch gleichzeitig etwas vertraut mit Literatur, Kunst und Art der Lebensführung der betreffenden Nation und regen schliesslich noch zu

Reise nach Hamburg

Veronika Kropf-Sobezko.

I. Der Kindertransport

Als ich von einer Bekannten, die bei der «Pro Juventute» arbeitet, gefragt wurde, ob ich an ihrer Stelle einen Kindertransport nach Hamburg begleiten würde, sagte ich sogleich zu. Elf Jahre hatte ich die alte Hansstadt nicht mehr gesehen — und was für inhaltsschwere Jahre waren es!

An einem heissen Junimorgen nahm ich mit weisser Schürze und Armbinde, in eine Schwester verkleidet, die ersten Kinder und Instruktionen an Bernerhauptbahnhof entgegen. Anfangs waren es ihrer neun, Buben und Mädchen, die mit erwartungsvollen Gesichtern und prallen Köpfen auf die Heimreise warteten. Ein Meitli schluchzte herzerbrechend, trotzdem man ihm versprach, dass es übers Jahr wiederkommen dürfe. Nach allgemeinem Abschiednehmen setzte der Zug sich in Bewegung. In Burgdorf gesellten sich zwei weitere Kinder zu uns — und dies war fast an jeder grösseren Station nur der Fall. Auch zwei Begleiterinnen, die nur bis Basel fahren, stiegen zu uns. Veteraninnen, die mich Neuling kameradschaftlich in die Mitte nahmen und mit Rat und Tat zur Seite standen. Bis Basel war unser Trüppchen ansehnlich gewachsen, doch erwartete dort uns ein weit grösserer Trupp. Erstaunt war ich ob der fabelhaften Organisation durch die «Pro Juventute». Helferinnen und Helfer nahmen uns in Empfang, sodass wir einfach die Kinder in die Unterführung begleiten konnten. Dort erwartete uns Fr. Dr. h. c. Paravicini an einem Tische sitzend, umgeben von Damen der «Pro Ju-

ventute». Basel. Eine ausserordentliche Persönlichkeit ist Fr. Paravicini — ich konnte sie eine Weile betrachten, bevor die Reihe an uns war. Von ihr geht eine ungläubliche Ruhe aus — gepaart mit Güte und Sanftmut. Wie ich an die Reihe kam, schien sie bereits orientiert zu sein, dass ich, wenn möglich länger in Hamburg zu bleiben beabsichtige, da ich meine Angehörigen dort habe. Dies liess sich nun gut einrichten, da kein Rücktransport fällig war. Fräulein Dr. Paravicini wünschte mir in liebenswürdiger Weise einen schönen Aufenthalt, und sie freute sich, dass ich auf diese Weise Hamburg wiedersehen könne. Und jetzt hätte ich Gelegenheit, mich vor dem gemeinsamen Mittagessen noch eine Stunde zu «erholen». Es waren genug Helferinnen aus Basel zur Betreuung der Kinder. Später war alles schön zum Mittagessen im Bahnhofbuffet hergerichtet, wo zuerst den Kindern und darauf den Begleiterinnen ein kräftiges Mittagssmal verabreicht wurde.

Nach Speise und Trank besammelte man die Schar in Gruppen nach den Anfangsbuchstaben ihrer ungetragenen Etiketten, entsprechend den Bestimmungsorten — desgleichen wurde das Gepäck sortiert. Bei dieser Gelegenheit lernte ich meine Mitbegleiterinnen kennen, eine Helferin, die sich auf vielen Transporten bewährt hatte. Ein etwas lüderlicher deutscher Wagen stand schon bereit, und es verteilten sich darin etwa sechzig Kinder. Auf jede Wagenhälfte kamen zwei Begleiterinnen. Die eine Gruppe fuhr ziemlich geschlossen bis Hannover, während bei uns schon in Karlsruhe, Frankfurt und Kassel Kinder ausstiegen, der grösste Teil aber bis Hamburg fuhr. Als alles Gepäck verstaут war und die Kinder ebenfalls versorgt, betrat Fr. Dr. Paravicini

den Wagen, um uns bis zum Badischen Bahnhof zu begleiten und dort die Formalitäten für den Grenzübertritt zu regeln. Ich kam im Seitengang neben sie zu stehen, und sie erzählte mit bewegten Worten von ihrer langjährigen Tätigkeit bei der «Pro Juventute». Gerne würde sie noch mitreisen, doch ihre Beine wollten nicht mehr. Aber niemand würde dieser tatkräftigen Frau fünfundsechzig Jahre geben. Wieviel Kindern mag sie wohl in all den Jahren helfend begegnet sein? Dann ermahnte sie mich, ja acht zu geben auf die Kinder, man könne nicht genug aufpassen, so schnell sei etwas geschehen. Vor allem müsse immer jemand hinten im Laufgang Wache halten, damit die zur Toilette gehenden Kinder kontrolliert würden. Wie leicht könnte so ein schlafstürmes Kind den «latzen» Türgriff zu fassen kriegen, und schon wäre ein Unglück geschehen. — Am Badischen Bahnhof waren die Formalitäten schnell geregelt. Der französische Beamte war äusserst korrekt der alten Dame gegenüber. Mit dem Zoll hatten wir gar nichts zu tun. Fräulein Paravicini verabschiedete sich nun von den Kindern und bat sie, ihr das Lied: «Nun ade Du mein lieb Heimatland» zu singen, und unter den Klängen dieses Liedes führen wir hinaus in die Sommerlandschaft. — Durch den Luftzug des fahrenden Zuges wurden auch die Hitze erträglicher. Doch bald machten sich die Spuren des letzten Krieges bemerkbar. Zuerst in Freiburg im Breisgau. All diese Ruinen und die zerstörten Bahnhöfe wollten nicht zum heiteren Sommertag passen. Als wir an einer Badeanstalt vorbeifuhren, gab eins oder das andere Sehnsucht nach einem kühlen Bade bekommen haben. — Doch gab es nicht viel Zeit zum Betrachten, immer musste acht gegeben werden, dass die Fenster nicht zu weit

geöffnet wurden. Die Kinder fanden es wohl schön, möglichst weit hinauszuholen, doch damit waren wir ganz und gar nicht einverstanden. Bald war es auch Zeit zum Abendbrot. Nach der Hitze des Tages waren einige Becher kalten Tees willkommen. Dazu gab es Weggl und Chäsl. Zuletzt kam noch ein schöner, roter Apfel als Zugabe. Daraufhin begeherten die Kleinen zu schlafen und die Grösseren liessen den Kleinen vorlieb Platz, dass diese sich ausstrecken konnten. Kam dann aber wieder ein Halt, wollten mehr oder weniger wieder alle hinaus schauen. Doch mit der Zeit war für alle die Müdigkeit gekommen, und sie rückten zusammen so gut es ging. Die Helferinnen lösten sich ab, sodass sich jeweils eine ausruhen konnte. Gegen Mitternacht hatten wir noch ein lustiges Erlebnis. Ein uniformierter Neger war beim Anfahren des Zuges in unsern Wagen aufgesprungen. Da wir am Schluss des Zuges fuhren und der zweiteletzte Wagen ein Gepäckwagen war, konnte der Mann nicht nach vorn und blieb so bei uns im Gang stehen. Ob er sich wohl des starken Eindrucks bewusst war, den er auf die Kinder machte? Ehrfurchtsvoll wurde er auf der Ferne beobachtet, und ich verstand es durchaus, dass auf einmal die Toilette eine äusserst rege Frequenz aufwies. Still und manierlich wanderten sie einzeln dorthin, um den «schwarzen Mann» etwas scheu aus nächster Nähe betrachten zu können. Erstaunlich früh begann der neue Tag. Schon nach zwei Uhr wurde es hell — langsam lösten sich die Gegenstände aus ihrer nächtlichen Umhüllung. Ein Kleiner sagte auf norddeutsches: «Es ist so desig». Die grösseren Kinder waren schon mobil — einen Buben beobachtete ich, wie er sehr geschäftigst seinen geschenkten Schachtelkäse bei seinen Kame-

Vergleichen an mit dem eigenen Lebensrhythmus. Filmvorführungen und Ausstellungen geben lebendige Berichte über Eigenarten der Völker, Lesesäle mit Zeitungen, Illustrierten und Zeitschriften halten mit Bewegungen und Bestrebungen demokratischer Länder auf dem laufenden, Vorträge von Fachleuten, manchmal auch von namhaften Gelehrten bieten Einblicke in Technik, Wissenschaft, Literatur und Kunst oder behandeln sonstige Gegenwartsfragen. Sie können sogar Anlass werden zu anregenden Diskussionen. Wer nicht abgestumpft ist, wird sein Wissen zu bereichern und seinen geistigen Horizont zu weiten verstehen. Und wer es bis dahin noch nicht wusste, dem wird es wohl klar werden, dass zwischen den einzelnen Nationen viel Gemeinsames besteht, dass aber selbst die in der völkischen Eigenart begründeten Unterschiede keineswegs etwas Trennendes sein müssen, sondern dass gerade sie Anregung, ja Anlass zu kulturellem Fortschritt anderer Völker bedeuten können. Die Entdeckung, dass hier geistiger Reichtum vielfach verborgen blieb, und die Erkenntnis vom Eigenwert der Schöpfungen anderer, führten fast selbstverständlich zur Ehrfurcht vor dem «Anders-sein» — ein Grundzug demokratischer Haltung — und stärkten das Empfinden für Menschenwürde. Damit aber beginnt die demokratische Denkweise, ja der Gedanke der Demokratie kann Wurzel fassen, um vielleicht zu wachsen und zu reifen, und einmal auch Wirklichkeit zu werden. Es wird dabei immer unbegreiflicher erscheinen, dass Völker, die der Menschheit so Kostbares zu geben vermögen, die soviel voneinander lernen können, die schliesslich in ihrem Fortschritt auf einander angewiesen sind, dass solche Völker sich als «Feinde» bekriegen und damit die wertvollsten Errungenschaften ihrer Kultur vernichten, um sich dann selbst der Armut preiszugeben.

Bei den nun neuesten organisierten Reisen ins Ausland, kann die Echtheit empfangener Eindrücke und die Wahrheit gebildeter Urteile überprüft werden. Begrifflicher Weise sind derartige Veranstaltungen mit grösseren Unkosten verbunden, während die oben erwähnten im Inlande meist gratis oder gegen ganz geringes Entgelt geboten werden. In diesem Zusammenhang wäre noch auf die Möglichkeit von Auslandsaufenthalten für die akademische Jugend hinzuweisen. Durch die Grosszügigkeit, mit der von alliierter und neutraler Seite Freiplätze, Stipendien und Einladungen zur Verfügung gestellt werden, können viele Studenten (innen) mehrere Monate, manche sogar mehr als ein Jahr im Ausland ihren Studien obliegen. Ob man dabei die erzieherische Bedeutung überschätzt, und ob die Bildung zum demokratischen Staatsbürger wesentlich gefördert oder gar gesichert wird, ist hier nicht zu untersuchen. Jedenfalls bedeutet die im Ausland verbrachte Zeit für die studierende Jugend eine wesentliche Bereicherung ihres Wissens, das sich die andern in der Heimat etwas mühsamer aneignen müssen, und wobei ihnen die gekannteren Kulturrichtungen der Alliierten vielleicht etwas zu Hilfe kommen; sei es als Ergänzung gewisser Seminare, sei es auch als Vorbereitung für eine etwaige spätere Auslandsreise. (Die bei gewissenhafter Durchführung und schon des reiferen Alters wegen an Erfolg den anderen nicht nachstehen werden).

Es wurden hier kurz nur die einheitlichen Merkmale der ausländischen Kulturinstitute skizziert, soweit sie allgemeiner Art sind, und dabei die Methoden etwas gekennzeichnet, womit versucht wird, eine gegenseitige Verständigung anzubahnen und Sinn für demokratische Denk- und Lebensweise zu wecken. Dies könnte uns mehr Erfolg versprechen, als die Arbeit hierfür unaufdringlich und in aller Stille geleistet wird, selbst ohne die sonst übliche Propaganda, und ganz dem Interesse des einzelnen überlassen bleibt. Selbst-

verständlich tragen diese Häuser ausländischer Kulturen, die allmählich nun in Zonen anderer Besitzungsmächte ihre Tätigkeit beginnen, auch individuelle Züge ihrer Heimatländer, und haben ausserdem noch lokal verschiedenes Gepräge, das die demokratischen Methoden ja mehr oder weniger aus der Zusammenarbeit von Lesern und Hörern erwachsen. So kann — um auch da ein praktisches Beispiel anzuführen — natürlich nicht jede dieser Kulturzentren dem Umfang nach in der Art des Amerika-Hauses in München arbeiten, um im einstigen «Führerbau» am Königlichen Platz tagtäglich faktisch «alles» ein und ausgeht, angefangen vom Kind bis zum Greis. Wenn die Gruppe der Kleinen sich in der «Kinderstunde» an Spiel und Gesang erfreut, oder elementare Kenntnisse der englischen Sprache sich aneignen versucht, wenn junge, besonders begabte Zeichner (innen) durch Unterricht gefördert werden, wenn gleichzeitig ein moderner Kunstfreund sich an einer, von einem New Yorker Museum veranstalteten Ausstellung über «Gegenstandslose Malerei» (Non object painting) begeistert oder wieder andere in einem eigens eingebauten Theaterraum einem der neuesten Techniken sich abwickelnden Filmstreifen folgen über Ausschnitte aus dem demokratischen Leben Amerikas, da finden sich auch bereits schon Ergrünte ein, die mit Interesse den Lektionen für Erwachsene folgen, sei es in Unterricht oder Vortrag, oder die ihren Wissensdurst in Bibliothek und Lesesaal zu befriedigen versuchen, während

vielleicht zur selben Zeit, im selben Haus, ein Künstlerkonzert musikalische Gemüter fesselt. Nicht so sehr in die Breite, vielleicht mehr nach der Seite wissenschaftlicher Vertiefung, arbeitet das «Institut Français». Und in manchen Fällen kann man den Eindruck gewinnen, dass das «British Centre» mehr praktisch, durch Vorträge, häufig wechselnde Ausstellungen, Kinovorführungen usw. in die Realität angelsächsischen Lebens einführt und gleichzeitig mit der Vielgestaltigkeit des Commonwealth und seiner Stellung zum klassischen Land der Demokratie bekannt macht. Aber das sind Eindrücke, die natürlich wechseln können, mögen die Ursachen subjektiver oder objektiver Art sein. Wenn nicht immer wieder Gewitterwolken des Krieges am fernem Horizont auftauchen, so könnte sich hier eine friedliche Bewegung abzeichnen, die mit ihrem soliden Fundament und ihrem zielstrebsigen Ausgangspunkt einen dauernden Erfolg dürfte erhoffen lassen, auch unabhängig von einer Besetzung. Man möchte nur wünschen, dass es noch nicht zu spät ist, wenn diese, vielleicht neue Form diplomatischer Mission — in München z. B. ist das «Institut Français» mit dem dortigen französischen Generalkonsulat verbunden — sich allmählich herauszubilden beginnt. Sie könnte nicht nur den Weg zu echter Demokratie bahnen helfen, sondern wäre auch imstande, wertvolle Beiträge zu liefern zur Verständigung der Völker und zum Frieden der Welt.

Dr. M. Schwarz

Italienischer Salat

Nicht von Kunstwerken Italiens möchte ich berichten, denn davon verstehe ich nicht viel, obgleich ich mit Staunen und Begeisterung all die prächtigen Bilder, Statuen und Gebäude betrachtet habe, die da aus allen Jahrhunderten zu finden sind und von denen man oft nicht einmal weiss, wer sie geschaffen hatte.

Aber sonst gab es auch allerlei zu sehen, und ich habe mancherlei begreifen gelernt. Eine Aftung bekam ich einmal, was das heissen kann, «Minderheitenprobleme». Bis jetzt war mir als Beispiel eigentlich nur der Kanton Jura greifbar geworden. Im ehemaligen Südtirol, das nun Triental heisst, taget einem dann noch anderes. In diesem Gebiet, das deutsch reden und leben würde gemäss seiner historischen Grundlagen, unterrichtet man nur italienisch an den Schulen. Kein staatlicher Posten, nicht einmal ein Pöschchen, ist von einem Einheimischen besetzt. Der hinterste Beamte und Staatsangestellte ist italienischer Abstammung und Sprache. Nicht einmal diejenigen Einheimischen, die sich «veritalianisieren», haben Chancen, einen solchen Posten zu erhalten. Ueberhaupt sind diesen Leuten beinahe alle Möglichkeiten zum Fortkommen und zur Ausbildung verschlossen, ausser dem Gastgewerbe und was im Zusammenhang damit lebt. Ist die Saison schick, wissen sie oft kaum, wie weitermachen. — Für den Militärdienst gelten dann freilich auch die Tiroler als tauglich. So hat man den Sohn unseres Wirtes mit 18 Jahren an die Front geschickt, von wo der Bursche seelisch völlig kaputt heimkehrte und heute noch nicht den Rank ins Leben zurückgefunden hat.

Mit Freude habe ich feststellen dürfen, dass man uns Schweizer gern sieht, und zwar nicht bloss in den Gaststätten oder Geschäften, wo wir Geld zurückerlangen. Mehrmals wurde ich von Unbekannten wegen meines Berndeutsch angesprochen, gelegentlich sogar unfreundlich und misstrauisch. Erklärte ich mich dann als Schweizer, so war die Freude jedesmal gross, «weil die Schweizer geschick sind und nicht Krieg machen», und auch, weil mancher als Internierter gute Erinnerungen an die Schweiz hatte. In Verona hat mir ein Mann fast heulend von seiner Winterruhe erzählt, doch habe ich seiner Mundart wegen nur das wenigste verstanden.

A propos Schweizer: in Italien gehe ich nie mehr in ein von Schweizern geführtes Hotel. Dort sind wir dann gar nicht willkommen, und ich bin nirgends so schlecht und unfreundlich behandelt worden wie in diesen Gaststätten.

Eindrucksvoll für uns Schweizer, besonders für uns etwas zurückhaltende Berner, ist die allgemeine Lärmproduktion. Zwar veröffentlichen alle italienischen Zeitungen laufend Artikel zur «Lärmbekämpfung». Aber ihre eigenen Verkäufer spotten bereits dieser Artikel, brüllen sie doch

jede neue Nummer derart schallend aus, dass der harmlose Fremde schon die schrecklichsten Katastrophen vermutet. Die Autos hupen die ganze Nacht wie wild, die Motorräder knattern mit Vollgas, die Kinos haben Vorstellungen bis nachts um zwei Uhr, wobei man in der ganzen Nachbarschaft den gesamten Ton, wenn auch nicht den Film gratis mitgenieseln kann. Das Publikum legt sich ebenfalls keine Hemmungen auf, und schreit und lacht dröhnend auf der Strasse bis fast die Hähne krähen. Sind endlich die letzten, selbst die Angeheulerten verschwunden, so machen sich vor Tagesanbruch schon die Strassenkehrer ans Werk. Von sogenannter Nachtruhe kann man daher nicht reden, und wer gerne Ruhe hat, soll auf jeden Fall nicht in einer grösseren Ortschaft übernachten. — Wundern man sich da noch, dass die Leute den halben Tag hinhängen oder liegen, die Geschäfte erst gegen zehn Uhr öffnen, und man am frühen Morgen ausser Bäckerjungen und Gemüsehändler fast nur Fremde in den Strassen sieht?

Gefallen haben mir selbstverständlich die zierlichen, kirchenartigen und schwarzlockigen Kinder. Im Durchschnitt muss man zugeben, dass diese Kinder erstaunlich gut erzogen sind. Zwängereien und Szenen von Kindern haben bei den Eltern weniger Erfolg, als ich dies etwa aus unseren Verhältnissen kenne. Ich habe mich oft gewundert, wie die Eltern, die ihre Sprösslinge sonst sehr liebevoll betreuen, konsequent vorgehen und sich auf keinerlei Diskussionen und «G'chärs» einlassen.

Die Italienerinnen verstehen es, sich — sichtbar auch mit bescheidenen finanziellen Mitteln — nett und adrett anzuziehen. Dagegen fehlt ihnen häufig die Einsicht, dass man bei der «Malerei» mit weniger einen schöneren Effekt erzielen würde. Viele maßen sich ein richtiges «Negermaul». Recht seltsam fiel mir auf, wie oft bei jungen Mädchen das Mädchen als der werbende Teil erschien, und dem Burschen so «zueckerückte», wie das bei uns umgekehrt der Fall ist. Dabei waren es durchaus nicht unübliche Mädchen oder offensichtlich Prostituierte. Hat wohl der Krieg und ein daraus resultierender Männermangel diese Umkehrung der Verhältnisse bewirkt? Jedenfalls ist es ein betrübliches Bild. Ganz allgemein begegnen die Frauen überhaupt den Männern mit recht viel Erbgehnheit.

Noch eine Bemerkung: ich bin viel auf der Strasse gewesen, aber ich habe keine Italienerin gesehen, die ein Auto geführt hätte, weder ein Personauto noch einen Lieferwagen, wie wir das bei uns ganz selbstverständlich gewohnt sind. Dabei fehlt es keineswegs an Vehikeln dieser Art. Hat die Italienerin in dieser Beziehung einen Schritt zur Vorseibständigkeit noch nicht getan, oder traut sie sich das technische Verständnis nicht zu? Annebäbbi

Politisches und anderes

Der neue Bundesrat

Die Vereinigte Bundesversammlung hat als Nachfolger von Bundesrat Cello Nationalrat Joseph Escher, Brig, gewählt. Der von der Katholischen Partei vorgeschlagene und von allen Fraktionen, mit Ausnahme des Landesrings und der PdA, bejehnte und allgemein sehr geschätzte führende Politiker wurde mit 165 Stimmen gewählt. In seinem Heimatkanton, dem Wallis, das nun ein erstes Mal einen Bundesrat stellt, ist das Ereignis festlich begangen worden. Bundesrat Dr. Escher wird das Post- und Eisenbahndepartement übernehmen.

Aus der Bundesversammlung

Im Nationalrat ist u. a. nach sehr ausgiebiger Diskussion die «Übergangsordnung für den Finanzhaushalt des Bundes» mit 108 gegen 3 Stimmen der PdA gutgeheissen worden. Sehr umstritten waren Erleichterungen bei der Wehrsteuer und der Warenumsatzsteuer. Ein Antrag auf Erhöhung der Steuersätze auf den Umsätzen alkoholischer Getränke und künstlicher Getränke wurde abgelehnt, da dies die Volksabstimmung nachteilig beeinflussen könnte. — Der Bundesbeschluss über die Abnahmepreise für inländgetreide wurde oppositionslos gutgeheissen.

Im Ständerat wurden u. a. die Massnahmen zur Förderung des Ackerbaus bewilligt (Anbauprämien zwischen 8 und 15 Millionen Franken bis Ende 1955), dies zum Ausgleich zwischen Ackerbau und Milchwirtschaft. — Der Revision der Wahlgrundlagen des Nationalrates (Erhöhung der Vertretungsziffer von 22 000 auf 24 000 Seelen) wurde, wie früher schon im Nationalrat, beigegeben. — Mit sehr knappem Mehr bewilligte man die grosse Bundeshilfe an die Schweiz.

Vom Krieg in Korea

Durch eine überraschende amphibische Invasion grossen Stiles, seitens der Amerikaner, die Landung von 40 000 Mann an den beiden Längsküsten Südkoreas, hat sich die Lage in Korea verändert. Die eroberte Küstenstadt Inchon soll zum Brückenkopf ausgebaut werden, ein Flugplatz wurde erobert und man hofft, den weit südlicher operierenden nordkoreanischen Divisionen den Nachschub abzuschneiden. Der Vormarsch geht auf die südkoreanische Hauptstadt Seoul zu, die in kommunistischen Händen ist.

Ein Gesandter

des kommunistischen China wird seine Arbeit in Bern aufnehmen. Der Bundesrat erteilte ihm sein Agrément und bestätigt so die Aufnahme gegenseitiger diplomatischer Beziehungen beider Länder.

Die drei Aussenminister

von Frankreich, Grossbritannien und den Vereinigten Staaten haben in New York getagt. Sie kamen überein, einen Oberbefehlshaber im nordatlantischen Gebiet zur Verteidigung Westeuropas zu ernennen und stimmten einer engeren Gestaltung des Mechanismus des Atlantikpaktes zu. Am meisten beschäftigte die Frage, ob Westdeutschland in die europäische Verteidigung eingepasst werden sollte; in der eine Einigung noch nicht erzielt werden konnte.

Feldmarschall Jan Smuts †

In Pretoria starb, 80 Jahre alt, Feldmarschall Smuts, der frühere Premierminister Südafrikas, dessen weitbekannte politische Arbeit und dessen humaner Haltung eine Milderung der Rassengesetze gegen Neger und Inder in Südafrika zu danken war (die jetzt durch seinen nationalistischen Nachfolger und dessen Anhänger sich wieder verschärfert worden sind). Seinem weitgehenden Einfluss auf die Aussenpolitik Südafrikas zufolge bestand vor, während und nach dem Weltkrieg ein stets gutes Einvernehmen seines Landes mit dem englischen Empire, was für die Alliierten von unschätzbarem Wert war. Er wird als «great old man» in die Geschichte seines Landes und die der westlichen Welt eingehen. E. B.

In ZÜRICH  **AUGUSTINERHOF**
St. Peterstrasse 6 Tel. (051) 25 77 22

In DAVOS-PLATZ  **RÄTIA**
2 Min. vom Bahnhof Tel. (081) 3 60 21

BEPFLEGTE ALKOHOLFREIE HOTEL-RESTAURANTS
an zentraler Lage. Gut eingerichtete Zimmer und behagliche Aufenthaltsräume. Jahresbesuche
Leitung: Schweizer Verband Volkswirtschaft

Pic-Fein
Kochfett
soll's sein!!

raden gegen Stumpfen für seinen Vater eintauschte. Leckereien zu essen sollte während der Reise möglichst vermieden werden. Auf diese Weise ist es, trotz der grossen Hitze am Tage niemandem schlecht geworden, — eine sonst wenig angenehme Angelegenheit auf einem Transport.

Die Zeit ging schnell vorüber. — Schon näherten wir uns Hannover, und hier verliess uns ein grosser Teil des Transportes. Die, durch die Bombardierungen sehr mitgenommene Stadt liessen wir von der Morgensonne beschienen zurück, und hinaus in die Lüneburgerheide oltre der Zug, vorläufig sahen wir nur riesige Wiesen und Kornfelder, dazwischen Wald. Doch mussten wir uns vorerst mit dem Frühstück befassen. Da wir nun mit unserer Gruppe allein waren, hatten wir ausgiebigen Proviant zur Verfügung, sodass jedes Kind nach einer zum Teil durchwachten Nacht wohl essen konnte, wie es begehrt. Lüneburg und Celle lagen bereits hinter uns, und die Landschaft wurde mir immer vertrauter. Wie manche Velotour hatte mich als Schuttmädchen in diese Ausläufer der Heide gebracht, — Auch die Kinder waren ruhig im Betrachter der Landschaft. — Bald war ja die lange Reise beendet. Als gar Harburg hinter uns lag und die lange Elbbrücke kam, schauten alle gebannt auf die Türme Hamburgs — den Michel, der alten Hansastadt bekanntestes Wahrzeichen. Der Hafen zu unsern Füssen ist noch sehr zerstört und seltsam leblos — nur einige Barkassen fahren geschäftig hin und her, — und wenn man Hamburg kennt, sieht man schon da die unheimlichen Lücken von den Bombardierungen. Wohl sind die Trümmer der schon meist weggeräumt. Der Hauptbahnhof scheint weniger zerstört, doch fehlen noch sämtliche Scheiben der riesigen Halle, aber das fiel mir zunächst gar nicht auf. Zu sehr beschäftigte mich das sonst Gesehene, und zudem

mussten wir nun unsere Schäflein beisammen halten, nachdem zuvor sämtliches Gepäck auf die Bänke heruntergeholt worden war.

Auf dem Bahnsteig erwarteten uns Damen vom Schweizerkonsulat mit Helfern. Auch Eltern von Kindern waren da, und dazwischen entdeckte ich meinen Vater. Die Reise war also glücklich überstanden. Wie schnell zerstreuten sich die Kinder — man war doch auf der Fahrt zu einer grossen Familie geworden.

Eine Dame vom Konsulat versicherte mir, ich könne ruhig drei Wochen bleiben und mir dann vor der Abreise meine Fahrkarte auf dem Reisebüro abholen. Dies war ein sehr liebenswürdiges Entgegenkommen, und ich wusste das auch zu schätzen.

II. Hamburg 1950

Wie schön ist Hamburg trotz seiner Zerstörungen! Mein erster Spaziergang führte mich an die Alster, die von der Sophienstrasse in wenigen Minuten zu erreichen ist. Der Weg führte mich unter schattigen Bäumen an grossen Gärten vorbei. Erfreut man sich am Anblick eines besonders schönen Gartens und dem dazugehörigen Hause, deren es in dieser Gegend so viele hat, so erschrickt man beim nächsten, wo man inmitten herrlicher Anlagen die Überreste einer ehemaligen Wohnstätte erblickt. Die Nähe des einstigen Generalkommandos — nun britische Kommandantur — verursachte diese Treffer, selber aber blieb das Gebäude verschont. Die ehemalige Landungsbrücke der Alsterdampfer war in der holerischen Zeit eines Morgens abmontiert. Heute befindet sich dort ein Parkplatz für Autos, daneben, direkt am Wasser ein, in einem hübschen Garten gelegene Eisdielen. Wieviele solcher Lokaltäten sind in letzter Zeit gleich Plizen aus dem Boden geschossen. Herrlich ist solch ein Abend an

der Alster. Segelboote kreuzen das Wasser, Ruderergruppen messen ihre Kräfte, — es könnte wie vor dem Kriege sein, wenn nicht die Ruinen des Uhlenhorster-Fährhauses herüberblickten und einem auf Schritt und Tritt leere Fensterhöhlen in ausgebrannten Häuserwänden angrinsten. Tatsächlich hatte man stets das Empfinden eines tieflichen Grinsens.

Am nächsten Morgen führte mein Vater mich in die City und zeigte mir, wie unglücklich viele Gebäude, dank der Marshallhilfe in letzter Zeit aufgebaut wurden, — sodass ein «Nicht Hamburger» denken muss, es handle sich um ein von den Bomben verschontes Gebiet. Der rote Klinker ist in Hamburg vorherrschend. Durch die Witterung dunkelt dieses Material immer etwas. War nun zum Beispiel ein Gebäude wie das Deutschlandhaus oder das Finanzamt — beim letzteren fehlte die gesamte Vorderfront — nur teilweise zerstört, so wurde mit nachgedunkelten Steinen passend aufgebaut. Ebenfalls anschaufener wenn Schuhe und Kleider fast ebenso teuer sind wie in der Schweiz? Die Lebensmittel sind allerdings billiger, aber trotzdem stehen die Lebenshaltungskosten in keinem Verhältnis zum Lohn. Eine Lehrerin an der Volksschule mit zwei Kindern verdient bei 30 Wochenstunden Brutto 415

DM. Als solche gehört sie zu Steuergruppe 3, und ihr Monatsgehalt reduziert sich durch monatlichen Steuerabzug auf 386 DM. Die Kinderzulage von je 40 DM. pro Kind im Monat ist unbefristet.

Eine Lehrerin verdient gleichviel wie ein Lehrer bei gleicher Zahl Wochenstunden. Natürlich gibt es in Deutschland auch wieder gut situierte Leute, Geschäftsinhaber, Fabrikanten und Bauunternehmer, — aber der Grossteil bringt sich kümmerlich durch. Die Arbeitskonkurrenz ist durch die Massenzuwanderung aus dem Osten zu gross, sodass es hunderte Arbeitslose gibt. Besonders gross ist die Not der bildenden Künstler und Musiker. Es gibt deren in Hamburg allein einige Tausend. Ein Arbeiter ist froh, wenn er mit einem Aufschlag von wenigen Pfennigen beim Wiederaufbau Ueberstunden machen kann. Oft bin ich später im Tram oder in den Untergrundbahn nach vorn geneigten Schiftern begegnet — Männern und Frauen — erschöpft von Ueberanstrengung. Und trotzdem wunderte ich mich oft über den Ausdruck dieser Menschen. Er war nicht verbittert. Auch derjenige vieler Schwerverletzter versetzte mich in Erstaunen. Er verriet eine Grösse und Abgekärtheit, die einen geradezu beschämte. Natürlich haben nicht alle eine solche Stufe erreicht, und dies ist ja nur zu begreifen. Ein junger Bursche ohne Beine sass mit einer Mütze in der Hand auf dem Pflaster — mit einem Gesicht voller Anklage — Opfer eines Wahnsinnskrieges. Doch am meisten erschütterte mich der Anblick eines herzingen blondzöpfigen Meitels, das auf einem Bein an Krücken zur Schule humpelte. Alle Mütter sollten sich zusammenum, um das Ausbrechen eines dritten Weltkrieges, der nur zu dunkel am Horizont droht, zu vermeiden, damit wenigstens unsere Kinder einem solchen Verbrechen besserer Erwachsener nicht mehr ausgesetzt sind.

Wochenendkurs der kanton-bernschen Vereinigung für die Mitarbeit der Frau in der Gemeinde

Samstag und Sonntag, den 2. und 3. September 1950 versammelten sich im «Kreuz» in Herzogenbuchsee — einer klassischen Stätte der Frauenarbeit — über 60 Frauen aus verschiedenen Teilen des Kantons Bern zu einem Wochenendkurs, der dem Thema «Mitarbeit der Frau in der Gemeinde» gewidmet war.

Die Präsidentin der Vereinigung, Fräulein Alice Lüscher, Fürsprecherin, Bern, begrüßte die Teilnehmerinnen und referierte anschliessend über die Mitarbeit der Frau in der Gemeinde. Die Gemeinde nimmt innerhalb unserer staatlichen Struktur einen sehr wichtigen Platz ein. Sie ist zudem recht eigentlich das Lebenszentrum des einzelnen Bürgers, der einzelnen Bürgerin geworden. Das Hauswesen von einst ist heute stark zusammengeschrumpft, fast alle Aufgaben sozialer und wirtschaftlicher Natur, die über den engsten Familienkreis hinausführen, hat jetzt die Gemeinde zur Erledigung übernommen. Die Frauen werden dadurch entlastet, ihr Leben wird aber auch einseitiger und ärmer. Es wäre richtig, dass sie nun im Gemeindehaushalt betreten helfen, was früher privater Frauentätigkeit oblag. Nach dem kant. b. m. Gesetz über das Gemeinwesen von 1917 steht zwar den Frauen eine beschränkte Wirkungsmöglichkeit innerhalb der Gemeinde offen, nämlich in Spezialkommissionen. Gewählt sind aber bis heute noch sehr wenig Frauen, weil lange nicht jede Gemeinde Spezialkommissionen für soziale Aufgaben hat, und weil eben die Frauen immer von Männern gewählt werden müssen. Neben den Aufgaben, die allenfalls von Spezialkommissionen bearbeitet werden, gibt es aber in den Gemeinden noch zahllose öffentliche Aufgaben, die die Frauen nicht nur mitzulösen imstande wären, sondern die es unbedingt mitzubearbeiten sollten, damit allgemeine befriedigende Resultate erzielt werden.

Die Betätigung der Frau in der Gemeinde bringt ihr selber Bereicherung. Wahres mütterliches Wesen wendet Arbeit und Liebe nicht bloss den nächsten Angehörigen zu, sondern möchte überallhin Licht und Wärme tragen.

Fräulein Marie Boehlen, Fürsprecherin, Bern, führte diese Gedanken der menschlichen Verpflichtung weiter aus im anschliessenden Referat «Aufgabe und Verpflichtung der Frau ausserhalb der Gemeinde». Kanton und Bund erlassen die Gesetze, die unsere Lebensgestaltung bestimmen. Dabei

kommt ganz einseitig der männliche Standpunkt zum Ausdruck, denn bis jetzt können Frauen nur in ausserparlamentarischen Kommissionen an Gesetzesberatungen teilnehmen. Dies ist ungenügend, denn erst die Mitarbeit in der Gesetzgebung schafft die Möglichkeit, dass auch in die Amtstellen und Verwaltungen ein anderer Geist einzieht. Die Rechtsprechung sollte nicht ausschliesslich in Männerhänden liegen, denn zu viele Fraueninteressen sind heute zu beurteilen. Einige Kantone haben fortschrittliche Gerichtsordnungen geschaffen, diesen Geist es nachzuempfinden.

In den internationalen Gebieten erwachsen den Frauen ebenfalls grosse und wichtige Aufgaben. Das Programm der Uno, das jedem Menschen ein in materieller und geistiger Hinsicht menschenwürdiges Dasein sichern möchte, wäre sehr geeignet, den Frieden in der Welt zu fördern. Darum sollten auch die Schweizer Frauen diese Bestrebungen wachsam verfolgen und unterstützen, soweit dies möglich ist. Die Schweiz ist immerhin der Unesco angeschlossen, und die Frauen haben überdies gewisse Möglichkeiten durch die internationalen Frauenverbände, denen wir angeschlossen sind, am Aufbau einer friedlicheren Welt mitzuarbeiten. Menschliches Verantwortungsbewusstsein führt die Frau auch hier in die öffentliche Arbeit. Die Fürsorgerinnen des Oberaargaus, unterstützt von weiteren Kräften, hatten für den Abend ein unterhaltendes Programm vorbereitet, mit dem sie nach dem Essen alle Teilnehmerinnen erfreuten.

Der Sonntagvormittag vereinigte zwar nicht mehr eine so grosse Anzahl Hörerinnen, schenkte aber den Anwesenden eine feine Feierstunde. Eine junge Bucherin interpretierte Bach und Schumann am Flügel.

Fräulein Amy Moser liess in ihrer feinsinnigen Art die Lebensbilder von «Pünf» bedeutenden Oberaargauerinnen an uns vorüberziehen. Herzogenbuchsee darf stolz sein, wieviele Vorkämpferinnen für Frauenrechte und sozialen Fortschritt schon in seinen Gassen gewandert sind!

Nach einem gemeinsamen Mittagessen im «Kreuz» wurde der Kurs mit einigen kurzen Worten der Präsidentin geschlossen, der nicht nur viel Wissenswertes vermittelt hatte, sondern auch durch frohe Stimmung und harmonische Gestaltung allen Teilnehmerinnen ein angenehmes Beisammensein bereitere.

5. Internat. Kongress der Berufs- und Geschäftsfrauen in London

Vom 30. Juli bis 5. August fand in London der 5. Kongress des Internationalen Verbandes der Berufs- und Geschäftsfrauen statt. Welche Bedeutung dieser Verband in aller Welt hat, zeigte die grosse Teilnehmerzahl von über 2000 Frauen aus 18 Ländern. Es war wirklich sehr eindrucklich, wie alles sich hier zusammenfand, nichts war von früheren «Auftragsetzungen» zu sehen, alle waren natürliche, tüchtige Frauen, die in ihren Ländern zum Teil an sehr hohen, verantwortungsvollen Posten stehen.

Schon die vorzügliche Organisation dieses Kongresses zeigte, dass viele und tüchtige Kräfte an der Arbeit waren. Zum ersten Male war auch die Schweiz mit 35 Teilnehmerinnen vertreten. Wir alle waren tief beeindruckt von dem, was uns gegeben wurde, und was wir tagtäglich erleben durften. Es herrschte grösste Verschiedenheit der Nationen und Berufe, Frauen in einfachen und in höchsten Stellungen, intellektuelle und Geschäftsfrauen fanden sich zu freundschaftlichem Gedankenaustausch zusammen.

Die Engländerinnen wollten den Gästen nur das Beste und Schönste bieten. Gewiss war es auch ein Verdienst ihrer Präsidentin, Dame Caroline Haslett, dass wir von der Herzogin von Kent, als Vertreterin von Prinzessin Elizabeth, welche das Pa-

tronat über den Kongress übernommen hatte, in der Tate Gallery empfangen wurden. Die Herzogin von Kent war eine königliche Erscheinung und ganz besonders ihre herzliche Natürlichkeit, mit welcher sie mit einzelnen Teilnehmerinnen sprach, hat uns Schweizerinnen wohl getan. Am 1. August fand vormittags eine kleine Feier in der Central Hall statt, an welcher der Mayor of Westminster, Councillor W. E. Rice und andere hohe Regierungspersonlichkeiten teilnahmen. Der Höhepunkt war aber am Abend des 1. Augustes ein Bankett in der Guildhall, dem Rathaus der City of London. Zum erstenmal wurde eine Frauenorganisation dort empfangen, und es waren gegen tausend festlich gekleidete Damen, die an diesem Bankett teilnehmen konnten. Mit traditionellen Hofzeremonien wurden die jeweiligen Tischreden angekündigt. Die Atmosphäre war aber nicht steif oder beengend, im Gegenteil, ganz warm und natürlich, sodass wir Schweizerinnen uns dabei sofort sehr wohl fühlen und uns freuen, bei einem so schönen und würdigen Anlass dabei sein zu dürfen. — Neben den grossen Veranstaltungen wurde zu verschiedenen kleineren Empfängen und Führungen in Gruppen eingeladen, wobei alle Teilnehmerinnen nach Beruf und Interessen aufgeteilt waren.

Es gab zwar nicht nur Festlichkeiten, sondern man hörte auch viele wertvolle Vorträge, die unter verschiedenen Gesichtswinkeln die Leistung der Frau, die Wichtigkeit der Frauarbeit, die Zukunftsmöglichkeiten für die berufstätige Frau auch in Zusammenarbeit mit den männlichen Kollegen betonten und zu Diskussionen anregten. Darüber werden später einzelne Berichte veröffentlicht werden. Die Zentralpräsidentin, Miss Sally Butler aus

den Vereinigten Staaten präsidierte den Kongress und führte ihn mit ihren Helferinnen programmgenäss zu Ende. Am Schluss der Tagung wurde als neue Zentralpräsidentin die Engländerin Dame Caroline Haslett gewählt. Sie ist die Persönlichkeit, welche es verstehen wird, den internationalen Verband der Berufs- und Geschäftsfrauen weiter zu fördern, da sie die Mitarbeit der berufstätigen Frau im Wirtschaftsleben als dringend nötig erachtet und selbst als Direktorin der englischen Elektrizitätsindustrie an hervorragender und einflussreicher Stelle steht.

Der Londoner Kongress war allen Teilnehmerinnen ein grosser Gewinn. — Er gab uns Frauen die Kraft, unserer beruflichen Tätigkeit mit neuer Freude und mit vollem Verantwortungsbewusstsein nachzugehen, und wenn wir auch in der Schweiz das Stimmrecht noch nicht besitzen, haben wir doch die Möglichkeit, durch die Erfüllung unserer Pflichten und die Qualität unserer Leistung mitzuhelfen, der Arbeit der Frau in Beruf und Geschäft vermehrte Anerkennung zu verschaffen.

H. M.

Warum wird ein Kind verwöhnt?

Jeder gute Erzieher weiss, dass das Verwöhnen des Kindes eine Erziehungsünde ist, vor der man sich hüten muss, ohne aber ins andere Extrem der unbotmässigen Strenge zu verfallen! Offenbar leichter gesagt als getan! Auf Schritt und Tritt stossen wir auf Verwöhnungstendenzen, vermögere oder «selbständige» Kinder, die man eben zu sehr «alles machen liess». Zu diesen gefährlichen und pädagogisch falschen Wegen führen aber immer wieder entweder verantwortungslose Bequemlichkeit der Eltern oder — eine Liebe, die im Alles-gewähren-Lassen das Beste zu geben glaubt. Da das richtige Erziehen eine ernste und gewissenhafte Angelegenheit ist, die neben Liebe auch Kraft, Zeit und Selbstdisziplin verlangt, ist es nur zu verständlich, wenn viele junge Eltern aus einer Art leichtfertiger Bequemlichkeit den Weg des geringsten Widerstandes gehen. «Ich lasse halt die Kinder machen», heisst es dann wohl etwa oder: «Ich kann doch nicht den ganzen Tag an das Kind hindern». Die treffende Antwort auf solche Redensarten würde bestimmt nicht gern gehört, denn das Einmischen Fremder in die Erziehung wird meistens unter allerlei Rechtfertigungen abgelehnt, bis sich diese «Erziehung», die in Wirklichkeit eben keine ist, an den Beteiligten bitter rächt. So ist es auch beim Alles-gewähren-Lassen aus lauter Liebe und Unverständnis! Sehr viele Eltern wollen einfach nicht verstehen, dass einem jungen Menschen ab und zu ein energisches «Halt» oder eine unmissverständlich feste Haltung entgegengesetzt werden muss, wenn sich seine kindlich unreifen Wünsche und Forderungen einstellen. Man hat vielleicht einmal etwas davon gehört, dass man den «Kopf des Kindes nicht brechen» darf, dass man anstelle von Verboten Erklärungen setzen soll und ist nun ängstlich besorgt, das Kind nicht zum Widerstand zu veranlassen!

Es liessen sich ungezählte Beispiele dafür anführen, wie Kinder da oder dort verwöhnt werden aus Bequemlichkeit, aus falscher Liebe und aus dem Unvermögen überhaupt, erziehen zu können. Sogar die Tiermutter zieht ihre Jungen nicht nur mit Lecken und Kosen gross, sondern oftmals in sicherem Instinkt mit der strengsten Pfote, wenn das Kleine ungebärdig ist und ihre Anweisungen augenscheinlich missversteht. Es geht ja letzten Endes bei der Kindererziehung um eine wirklich ernstzunehmende Sache, die im allergrössten Interesse der ganzen Familie liegt, denn ist das Kind erst einmal verzogen und verwöhnt, so haben sich die Eltern ins eigene Fleisch geschnitten. Sie erleben unter bittersten Reuegefühlen, dass vieles nicht mehr gut zu machen oder nachzuholen ist, was am kleinen Kinde versäumt wurde und dass das junge Wesen zu einem ungeliebten Egoisten geworden, dessen Leben wie das seiner Umgebung, unfriedlich und unharmonisch, wenn nicht gar bedauernswert ist. Wo beliebt alle ausgestreute Liebe? Was wird mit der vielgerühmten «Selbständigkeit» nicht alles Dumme angestellt! Nein, von den ersten Lebenswochen des Kindes an muss eine verantwortungsbewusste und konsequente Erziehung einsetzen, die dem kleinen Menschenkind nach und nach jene Lebensformen mit Liebe und der nötigen Strenge beibringt, die den wohlgezogenen Erwachsenen zu einem liebenswerten Mitmenschen machen!

Renate.

Bund Schweizerischer Frauenvereine

An die Mitgliederverbände und Einzelmitglieder

Sehr geehrte Frau Präsidentin!

Sehr geehrte Frauen!

Wir hoffen, dass die Sommermonate Ihnen etwas Ruhe und Erholung gebracht haben und Sie mit neuer Freude die Arbeit in Ihren Vereinen wieder aufnehmen können. Auf dem Frauensekretariat haben wir allerlei vorbereitet und schicken Ihnen heute Briefe verschiedensten Inhalts. Wir bitten Sie, diesen und auch den Kurznachrichten Ihre Aufmerksamkeit zu schenken.

Schon liegt die Jubiläumsfeier weit hinter uns zurück. Leider hat uns das Jubiläumsjahr noch lange nicht die Mittel eingebracht, welche wir für die Arbeit der kommenden Jahre so dringend benötigen. Wir danken aber allen auf herzlichste, die keine Mühe gescheut haben, kleine und grosse Jubiläumsgaben zu sammeln und uns damit zu erfreuen. Wir werden nächstens eine Liste mit Ihren Namen herausgeben. Im Laufe des Monats September werden wir an zahlreiche Industrie- und Handelsfirmen gelangen, um eine einmalige oder eine regelmässig wiederkehrende Spende zu erbitten. Lieber wäre es uns gewesen, wir hätten das Geld innerhalb unserer Frauenkreise aufbringen können, doch scheint die Zeit dazu noch nicht gekommen zu sein. Und doch, wenn nur jedes Vereinsmitglied das «Opfer» eines halben oder eines ganzen Frankens leistet und es direkt oder indirekt einzahlen würde — wie könnte unsere Kasse sich füllen! — und wie gerne würden wir uns bemühen, immer mehr und immer bessere Arbeit zu leisten!

Am Samstag, den 21. Oktober, wird der Bund Schweizerischer Frauenvereine, gemeinsam mit dem Schweizerischen Katholischen Frauenbund in Olten eine grosse Tagung für die Bürgerrechtsfragen veranstalten. Um den Berufstätiger die Teilnahme zu erleichtern, ist die Tagung auf einen Samstag gelegt worden. Wir hoffen auf einen regen Besuch aus der ganzen Schweiz und werden Ihnen das Programm anfangs Oktober zustellen.

Neben all den kleinen und grossen Alltagsgeschäften bewegen uns auch weltweite Fragen. Unsere Mitgliedschaft beim Internationalen Frauenrat bringt uns in Verbindung mit Frauen und Problemen aller Kontinente: Vom 28. März bis 6. April 1951 wird in Athen eine grosse Konferenz des Internationalen Frauenrates stattfinden, an welcher auch Delegierte des Bundes Schweizerischer Frauenvereine teilnehmen werden. Nähere Angaben über Programm, Besichtigungen, Spesen usw. sind erst später erhältlich, doch haben wir schon jetzt Anmeldebögen erhalten für Interessentinnen, welche sich den Delegierten anschliessen möchten. Bitte, melden Sie sich bei uns an!

Wir bitten Sie, die Beilagen in Ihren Vorständen zirkulieren zu lassen, denn sie sind alle wichtig.

Die Präsidentin: G. Haemmerli-Chindler
Die Vizepräsidentin: Dr. E. Nägeli

Unser Aufruf für die Obst- und Gemüseverwertung

Ein Jahr reicher Ernte sollte für alle eine grosse Freude bedeuten. Dieses Jahr ist beim Gemüse (vor allem Tomaten und Gurken), bei Zwetschen und Kernobst die Ernte so reichlich ausgefallen, dass sie manchen Pflanzern Sorge bereitet; denn was nützt ein grosser Ertrag, wenn trotz mässigen Preisen die Ware nicht abgesetzt werden kann?

Der Bund Schweizerischer Frauenvereine macht alle Hausfrauen auf diese Absatzschwierigkeiten aufmerksam und ruft sie dazu auf, recht viel einheimisches Obst und Gemüse zu verwerten. Ein Vorrat an Dörrobst und Konserven aller Art zur Ergänzung der obligatorischen Haushaltsvorräte sei allen empfohlen. In schlechten Erntejahren werden diese Vorräte gute Dienste leisten.

Die Eidgenössische Alkoholverwaltung setzt sich mit vielen Mitteln für eine möglichst umfangreiche brennfreie Obstverwertung ein. Unterstützen wir ihre Bemühungen diesen Herbst durch den täglichen Konsum von frischen Schweizerfrüchten!



Von den Internat. Musik-Festwochen in Luzern

Das gewohnte festredende Bild hat nichts von seinem Glanz verloren. Da ist das Gemwimmel der Autos, selbst Gesellschaftswagen von weiterher sind dazwischen, da ist ferner der gelassen vornehme Aufmarsch der Konzertbesucher, die reiche Schau von Damentolletten, die dekolorierten Schültern umschmeichelt von kostbaren Pelzen, während die Fusse vom Faltenwurf reicher Stoffe umspielt werden. Da ist ferner wieder die Reihenschaulustiger, an die Wand des Kunsthauses gedrückt, begierig ein beinahe Antlitz zu erspähen, oder auch nur einer existenten Modeschau beizuwohnen. Also im Grunde eine gesellschaftliche Angelegenheit ganz grossen Stils!

Ich musste an Bayreuth denken, an das Bayreuth Cosima Wagners, und an die hysterische Unrast, welche die Menge befiel, wenn die Fanfare zum Beginn eines neuen Aktes in das Festspielhaus rief. Viel besonnener benimmt sich das Luzerner Festspielpublikum. Da gibt es kein atemloses Hasten und Suchen nach Plätzen. Lautlose Stille setzt ein, wenn der Orchesterleiter den Taktstock hebt, und diese Stille hält an. Das ist kein Gesellschaftsereignis mehr, «Gesellschaft» ist jetzt nur noch «Gemeinschaft» im Tempel künstlerischen Erlebens. Was heisst in diesem Rahmen «international»? Doch wohl Gleichberechtigung von Stämmen und Rassen, wie sie die Universalität der Kunst, insbesondere der allumfassenden Musik bedingungslos fordert. Ganz auf diesen Grundsatz eingestellt sind jeweils die Programme der Konzerte, deren zwei ich an Ort und Stelle hören konnte, während ich mir die «Dannation de Faust» des Franzosen Hector Berlioz unter der Stabführung des Deutschen

Wilhelm Furtwängler durch das Radio übermitten liess. Ich beginne mit Berlioz. Das Libretto seiner Faust-Legende hat Berlioz selbst verfasst. Man darf sagen, er hat es sich von seinen musikalischen Vorstellungen her erdacht. Seine Dichtung ist nichts anderes, als ein künstlerischer Vorwand, sich so recht von Herzen in Tönen auszuleben. Da singt und tanzt das Volk, jubillieren Studenten, Krieger marschieren, Syphen und Irrrichter werden mit düftigen Tanzgebilden tributpflichtig. Mephisto zitiert dieses Luftgebilde mit ihm bestrickenden Gaukelwesen das unschuldige Gretchen zu betören, das heisst eigentlich, damit Berlioz im Sylphentanz ein seiner reizendsten Orchesterstücke niederschreiben kann. Faust selbst ist, obwohl eigentlich nicht undankbar, als Person so unbedeutend geraten, dass es einem wundern müsst, wieso ein Mephisto so viele Anstalten trifft, gerade diese Jammertier für sich zu erbeuten. Denn dieser Mephisto ist in der musikalischen Zeichnung ein ganzer Kerl. Er ist der überragende Mittelpunkt dieser dramatischen Legende. (Wie hat ihn seinerzeit M e s c h e r t, der unvergessliche holländische Sänger, charakterisiert!) Gretchens rührender Gestalt bleibt der Dichter Berlioz vieles schuldig, der Musiker macht aber alles wieder gut, ganz besonders wenn eine Elisabeth Schwarzkopff mit ihrem, zarthilendem Gesang dem Hörer ans Herz greift. Berlioz erträgt es nicht, dass Gretchen den Tod erleiden muss, während Faust ungestraft davonkommt. Also überantwortet er den Sünder einem grotesken Höllenritzt und stürzt ihn beim Geheul der Teufel in den qualmenden Abgrund, während Gretchens Himmelfahrt einen breiten Raum einnimmt. Der Luzerner Festspielchor brachte dieses überirdische Finale zu zauberischer Wirkung.

Jedes der Symphoniekonzerte brachte ein Werk zeitgenössischen Ursprungs. Ich hörte das «Doppelkonzert für Streichorchester, Klavier und Pauken» von Bohuslav Martinu. Das Werk ist 1938 in der Schweiz entstanden und in Basel uraufgeführt. Es ist unmöglich die verzweifelte Bewegtheit und packende Ausdrucksgewalt der Streichersprache zu schildern, die sich gegen ein erschütterndes Zeitgeschehen aufbaut. Ein unbändiger Rhythmus hält das Ganze zusammen, eine rhythmische Stärke, gross genug, derents die Tragödie eines Volkes zu überwinden. Das Klavier ist in diesem Ensemble die schlagemärsche Schwester der Pauken. An einer einzelnen Stelle ist es Ausdrucksmittel und hat Inting zu sagen. Rafael Kubelick leitete dieses anspruchsvolle Stück mit konzentrierter Energie, mit ebensolcher Hingabe Dvorak und Brahms. Dem Cello-Konzert Dvoraks war der Pariser Cellist Pierre Fournier ein unübertrefflicher Interpret. Wir wissen, wie sehr Brahms den viel jüngeren Anton Dvorak liebte und schätzte, und dass er sogar die Korrekturen der im Druck erscheinenden Arbeiten Dvoraks durchsah, weil ihm der Jüngere für diese wichtige Arbeit zu flüchtig war. Es war daher ein glücklicher Einfall, die beiden Tonsetzer in einem Programm zusammen zu bringen. Ach, diese herrliche zweite Symphonie von Brahms, in den siebziger Jahren auf dem Lande (in Pröbtschach) entstanden! Passt nicht Heines Wort aus der «Harzreise» auf sie? «Unendlich selig ist das Gefühl, wenn die Erscheinungswelt mit unserer Gemütswelt zusammenrinnt und grüne Bäume, Gedanken, Vogelgesang, Wehmüt, Himmelsbläue, Erinnerung und Kräuterduft sich in süßen Arabesken verschlingen.» Solche Seligkeit klingt aus Brahms op. 73! Der feinsinnige Herbert von Karajan vermittelte uns neben Tschaiakowskys «Fünfter»,

die «vierte Symphonie» von Albert Roussel. Bei diesem in den dreissiger Jahren entstandenen Werk handelt es sich nicht, wie bei Martinu, um eine fanatische Anklage, sondern um einen feingeformten höchst persönlich gefärbten lyrischen Erguss, dessen melodische Schönheiten man gern bei einem zweiten Hören noch nachdrücklicher in sich aufnehmen möchte. Tschaiakowsky ist mir immer merkwürdig gewesen: auf der einen Seite europäisch zugespitzt, der parfumierte Salon-Valzer als Repräsentant einer längst versunkenen, zaristischen, in rauschenden Vergnügungen schwelgenden Zeit, einer Zeit, die um einer Berühmtheit willen, die Reise von Petersburg nach Paris als eine Art Katzenprung ansah, — auf der andern Seite asiatischer Prunk, glänzende Barbarei volkstümlich. Beides findet sich so ziemlich in jedem grösseren Werk Tschaiakowskys, wie auch in dieser Symphonie, verbunden mit unendlicher Weite, unendlicher Schmerz der Landschaft gemischt mit westlichem Weltweh: Zwischen den beiden symphonischen Werken stand das C-dur Klavierkonzert von Mozart, gespielt von Dinu Lipatti. Gewiss, der nicht endwählende Beifall war reichlich verdient, aber stand nicht hinter den beiden, dem Dirigenten, wie dem Solisten, der Schatten eines Unsterblichen, der heute noch Tausende mit seinem Reichtum, dem eigenen Reichtum, der wie ein Wunder würfelig Erdendasein entsprengt! Was würde unser Wolfgang Amadeus sagen, wenn er den glänzenden Saal, die durch ihn erregte Menge, sehen könnte, und den Jubel hören!

Dem unübertrefflich spielenden, allen Anregungen, Wünschen und Winken folgenden Festspielorchester gebührt das letzte aber nicht das unwichtigste Wort ganz besonderen Lobes.

Anna Roner.

Mehr und besser einkellern

Wenn der Bauer durch seinen Obstgarten wandert und mit sichtlicher Freude die vollbehangenen Bäume betrachtet, wird er in Gedanken auch seine Massnahmen für die kommende Herbstarbeit treffen. Eine reiche Ernte erfordert auch eine entsprechende Aufbietung an Arbeitskräften. Die rechtzeitige Planung für den herbstlichen Einsatz ist bestimmt an Platz.

Der Handel erwartet sorgfältig gepflücktes und sortiertes Tafelobst, die gewerblichen Mostereien sind um die prompte Belieferung mit frischem, reinem und gesundem Obst dankbar. Überall werden Forderungen an die Qualität der Früchte gestellt, die der verantwortungsbewusste Obstbauer nicht übergehen darf. Wenn wir den Konsum von Obst und Obstprodukten steigern wollen, wird uns nur die Marktbefriedigung mit besten Erzeugnissen vorwärts helfen. Die Qualitätsförderung beginnt beim Bauern und zwingt ihm vermehrte Sorgfalt und Arbeit im Obstbau auf.

Sehr oft bleibt dabei nicht mehr viel Zeit übrig an sich selbst und an seine Familie zu denken, mit andern Worten der Selbstversorgung die notwendige Aufmerksamkeit zu schenken. «Der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt!» Vielleicht ist in diesem Zusammenhang das Sprichwort nicht ganz am Platz. Wir wollen im folgenden zeigen, wie gerade einer besseren Selbstversorgung in unserer Obstverwertung grösste Bedeutung zukommt.

Etwa 200 000 Obstbaubetriebe beschäftigen und ernähren Hunderttausende von Personen. Hunderttausende von Obstessern und Mostrinkern bilden ihr Urteil über die Erzeugnisse am Bauernisch. Freude und Wertschätzung, Abneigung und freiwilliger Verzicht wechseln von Betrieb zu Betrieb und die Bilanz aller Urteile dürfte nach unseren Erfahrungen in bezug auf die Qualität der häuslichen Obstprodukte eher negativ sein. Der Most wird von seinen Herstellern selbst als billiges, zwangstragendes Getränk behandelt. Dürfen wir da erwarten, dass die grossen Anstrengungen der gewerblichen Betriebe anerkannt werden und von bäuerlicher Seite die notwendige Unterstützung erfahren?

Die Bauerfamilie muss im Herbst ihre Ansprüche auf eine gesunde Vorratshaltung geltend machen. Die Bäuerin als Verwalterin des Haushaltes darf mit ihren Forderungen nicht zurückstehen. Rechtzeitig werden Menge und Sorte für die Einkellerung bestimmt. Nur spezielle Birnen eignen sich für die Dörrerei. Süsmost soll aus säuerlichen Spätpfäpfeln hergestellt werden. Obstsaft aus Frühobst sind möglichst rasch wegzutrinken. Die ersten Falläpfel wandern in die Futterkrippe. Beim

Gärmost ist das richtige Verhältnis zwischen Äpfeln und Birnen für den Geschmack und genügend Säure für die Gesunderhaltung massgebend.

In der gesamten Lagerhaltung und Obstverarbeitung ist in erster Linie grösste Reinlichkeit und Ordnung notwendig. Wer vor der Einkellerung mit Bürsten und Besen, Sodawasser, Kalkbrühe und Desinfektionsmitteln gründliche Arbeit leistet, wird im Kampf gegen alle Obstverderber die erste und wichtigste Schlacht gewonnen haben. Besondere Aufmerksamkeit verdienen die Gefässe, Holz-, Glas- und andere Behälter, in denen wir unsere Säfte lagern. Wir empfehlen Holzfässer für den Gärmost und Glasflaschen für den Süsmost. Das Mostobst soll möglichst frisch verarbeitet werden. Es darf nicht in Säcken herumstehen. Eine einfache Waschanlage lohnt sich, da Äpfel und Birnen sehr oft schmutzig eingebracht werden.

Die eigentliche Technik der Gär- und Süsmosterei im Bauernbetrieb wird heute in jedem Kanton durch örtliche Kurse vermittelt, die durch die kantonalen Zentralstellen für Obstbau organisiert werden, sofern Obstbauvereine oder landwirtschaftliche Genossenschaften für eine genügende Beteiligung besorgt sind. Wir möchten den Appell an alle Obstbauern und Selbstversorger richten, diese Gelegenheit zur Weiterbildung zu benützen. Es ist dringend notwendig, dass im Bauernhaus besserer Gärmost und mehr Süsmost hergestellt werde. Wer keine Zeit findet, die notwendigen Fachkenntnisse zu erwerben und sein Obst mit der erforderlichen Sorgfalt zu verarbeiten, beziehe die Obstsaft aus einem leistungsfähigen gewerblichen Betrieb.

Wir wollen aus verschiedenen Gründen an unserem Motto

«Mehr und besser einkellern»

festhalten.

Der Obstmarkt kann durch die Ausnützung sämtlicher Verwertungsmöglichkeiten im Bauernbetrieb entlastet werden. Staatliche Unterstützung ist nur dann angebracht, wenn diese Art der Selbsthilfe vom letzten Obstbauern in die Tat umgesetzt wird. Mit gesunden Obstsaften und gepflegten, gut gelagerten Früchten beteiligt er sich selbst an einer aktiven, wirkungsvollen Propaganda. Er beweist seinen eigenen Leuten mit Qualitätsprodukten, dass sich der Einsatz für einen besseren Obstbau und eine sorgfältige Verarbeitung lohnt. Er gibt ein Beispiel für Rückständige in seiner Gemeinde und überzeugt die Besucher auf seinem Hof vom wahren Wert und Reichtum, der in unserem Obststegen liegt.

Schweizerische Zentralstelle

ternehmer wurde unsicher, ob er wirklich im Recht sei. Innerhalb von vier Tagen kamen wir zu positiven Verhandlungen. Die Streikgefahr war abgeklungen.

(Aus «Informationsdienst Weltkonferenz für moralische Aufrüstung» Caux.)

Alkohol-Verekelungs-Kuren

Seitdem im Jahre 1947 die Neurologische Klinik des Genfer Kantonsospitals in der Schweiz zum erstenmal Alkoholverekelungskuren mit Hilfe pharmazeutischer Mittel angestellt hat, sind auf diesem Gebiet wertvolle Erfahrungen gesammelt worden. Während die genannte Klinik nach der sogenannten «amerikanischen» Methode des Einspritzens von Apomorphin bediente, sind seither auch Versuche mit der «skandinavischen» Methode des Einspritzens von Emetin, einem anderen starken Brechmittel, angestellt worden. Die grösste Ausbreitung dürfte jedoch die «skandinavische» Methode, die Verabreichung von Antabus oder Abstinyl-Tabletten gefunden haben. Alle Methoden bezwecken letzten Endes, dem Trinker den Genuss alkoholischer Getränke zu «vergifteln», zu verekeln. Wenn auch nur die zwei ersten genannten Methoden einen 10- bis 14tägigen Aufenthalt im Krankenhaus erfordern, darf doch auch die dritte Methode nur unter ärztlicher Kontrolle durchgeführt werden, da sie nicht gefahrlos ist.

In einem Vortrag über die in der Heil- und Pflegeanstalt Münsingen durchgeführten Verekelungskuren stellte Dr. R. Schweingruber u. a. fest: «Die zunehmende praktische Erfahrung bei der Handhabung der neuen Kuren hat gar zu kühne Hoffnungen zu einem guten Teil beschnitten, indem es sich erwies, dass die medikamentösen Kuren im Rahmen der Gesamtbehandlung der Alkoholkrankeheiten nur ein Teilstück darstellen, allerdings ein wichtiges.»

S. A. S.

Kleine Rundschau

Die Hamster-Mentalität — ein Experiment

Der amerikanische Spezereihändler Max, ein Psychologe eigener Art, verkaufte seine Zuckerstöcke zum normalen Preis von 40 Cents pro Zuckerstück zu 5 Pfund. Nachdem er bereits 50 Hausfrauen bedient hatte, die glücklich mit ihren Zuckerhüten abzogen, kam dem Händler eine «glänzende Idee». Um 11.30 Uhr befestigte er in seiner Auslage eine grosse Tafel, auf der es hiess: «Spezial 5 Pfund Zucker 98 Cents!» Die Preiserhöhung hatte einen Run auf sein Geschäft zur Folge. Vor dem «modernen» Handelshaus bildete sich sofort eine Schlange von Menschen, und in weniger als vier Stunden hatte Max 800 Zuckerstöcke zum doppelten Preise verkauft. Er erklärte: «Ich wollte

einfach die Reaktion beobachten, und ich habe festgestellt, dass der Preis keine Rolle spielt, wenn die Frauen etwas kaufen wollen.» Die Mentalität der Verängstigten, Gedankenlosen, die sich auf den Laden stürzen, wirkt besonders ironisch, da wenige hundert Meter entfernt an der gleichen Strasse zwei andere Spezereihändler ihren Zucker zum normalen Preise weiterverkaufen. Die Geschäfte nahmen dort ihren üblichen Verlauf, ohne irgendwelche Anzeichen von Panikkäufen.

Veranstaltungen

Tagung der Arbeitsgemeinschaft «Frau und Demokratie»

Samstag und Sonntag, 23./24. September 1950

im Zunfthaus zur Waag, Münsterhof 8 (beim Frauenmünster) Zürich. Ausführliches Programm siehe «Frauenblatt», Nr. 36, vom 8. September.

Radiosendungen für die Frauen

sr. Montag, 25. September, um 13.45 Uhr singt Lilli Schulthess (Sopran) kleine Lieder von Heinrich Reimann. Um 14.00 Uhr vermittelt die Frauenstunde unter dem Titel «Wir und die andern» Berichte aus dem In- und Ausland. «Achtung — Lebensgefahr!» lautet das Thema des sechsten Vortrags, den Dr. med. Theo Müller im Basler Montagskurs um 19.00 hält. — Die Sendung «Notiers und probieren» am Donnerstag, 28. September, um 14.00 Uhr, enthält folgende Beiträge: Tischgarnituren. — Winke von Hausfrauen. — Das Rezept. — Was möchten Sie wissen? Um 16.10 Uhr folgt eine Erzählung von Dorette Berthoud: «Die Fruchtleser». — Die beliebten Künstler, die am Freitag, 29. September, um 13.25 Uhr für die Frauen spielen und singen» (Platten) sind: Pierre Fournier (Cello), Paul Sandoz (Bariton), Paul Baumgartner (Klavier), George Thill (Tenor). Um 14.00 Uhr berichtet Martha Gehring in der halben Stunde für die Frau vom Leben der Nomadenfrau in der Mongolei. Dann ertönt ab Platten mongolische Musik. Abschliessend werfen wir noch einen Blick in Broschüren; diesmal ist es «Der Verlust des Schweizer Bürgerrechts durch Heirat», der unsere Aufmerksamkeit fesselt. Das Wunschkonzert für die Kranken, mit Musik- und Textzusammensetzung von Arthur Köst und Walter Wefel wird um 16.00 Uhr gerne von vielen Betrügerigen eingeschaltet werden.

Redaktion:

Frau El. Studer-v. Goumoëns, St. Georgenstr. 68, Winterthur, Tel. (052) 2 68 69

Verlag:

Genossenschaft «Schweizer Frauenblatt», Präsidentin: Fr. Dr. E. Nägele, Trossstrasse 23, Winterthur

Aus den Londoner Docks

Jack Manning

Die Geschichte meiner Familie ist seit 120 Jahren mit den Docks verknüpft. Mein Urgrossvater leitete den ersten offiziellen Streik der je im Londoner Hafen organisiert wurde.

Ich hasste die Deutschen. Ich hasste die Japaner. Wie viele Familien in Europa, verloren wir einen Sohn. Viermal verloren wir unser Heim. Deshalb war ich voll Hass. Ich glaubte, dass die «Oberen Zehntausend» am ganzen Krieg schuld seien — die Geldraffer, wie wir sie im Hafen nennen.

Eines Tages traf ich einen von der Moralischen Aufrüstung. Er lud mich zu einer Versammlung ein. Ich ging hin, und ich fand dort, was ich lange gesucht hatte: Eine Kraft, der ich mich anschliessen konnte; eine klassenlose Gesellschaft, die, wenn sie sich durchsetzte, den Krieg für immer unmöglich machen würde.

Nach der Versammlung fragte mich meine Frau: «Wo bist du gewesen?» Ich erzählte ihr alles und sagte: «Versuchen wir es mit dieser «stillen Zeit». Und wir versuchten es. Mir kam ein Gedanke: «Schön, wenn du irgendjemand ändern willst, dann fang bei dir selbst an.» Mich selbst zu ändern, das war eine schwierige Sache. Für mich, der ich immer im Recht war, zuzugeben, dass ich unrecht hatte — zuzugeben vor 27 000 Leuten, manchmal auch vor 70 000.

Dann hatten wir einen kleinen Streik in einem Teil des Londoner Hafens. An jenem Morgen kam mir in der «stillen Zeit» mit meiner Frau, ich solle dort hingehen. So sagte ich zu ihr: «Ich habe Führung, dort hinzugehen.» Sie sagte: «Gut, dann geh nur.» Ich sagte: «Das heisst aber, einen ganzen Arbeitstag verlieren.» Für eine grosse Familie bedeutet das ein anständiges Loch im Geldbeutel.

Aber Nelly drehte sich nach mir um und sagte: «Wenn du für eine Idee kämpfen willst, dann musst du Opfer bringen.» Ich ging zur Gewerkschaft. Sie wussten nicht, was sie mit dem Unternehmer anfangen sollten. Die Antwort der Gewerkschaft war: «Völlig aussichtslos.» Ich arbeitete vier ehrliche Punkte aus und besuchte den Unternehmer. Wie gingen zusammen die vier Punkte durch, und nach einer halben Stunde rief er die Gewerkschaftsvertreter herein. Das war um zwei Uhr nachmittags. Am nächsten Morgen waren die Leute wieder an der Arbeit.

Dieser Versuch war also geglückt. Mit den Unternehmern funktionierte es. Die grosse Frage war: wird es auch mit den Arbeitern funktionieren? Vor 14 Tagen gab es bei den Verladearbeitern einen Streik. Die Arbeiter waren in Schwierigkeiten, und wenn im Hafengebiet einer in Schwierigkeiten ist, dann wird er von allen unterstützt. Ich rief meinen Ausschuss zusammen, und wir besprachen die ganze Sache unter dem Gesichtspunkt: «was ist recht, und nicht, wer hat recht.» Die Hafenarbeiter blieben bei der Arbeit. Der Un-

SCHAFFHAUSER WOLLE



GIGER-MISCHUNG

der Kaffee in der Bärenpackung

Die Bärenmarke bürgt für Qualität



HANS GIGER & CO. BERN

Import von Lebensmitteln en gros
Gutenbergrasse 3 Tel 227 35



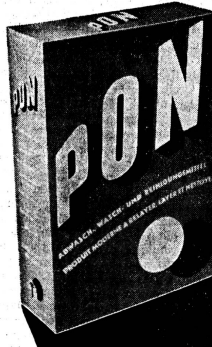
Der heimelige Teeräum
Marktgasse 18
Gipfelstube
W. BERTSCH, SOHN
ZÜRICH

Institut MINERVA

Zürich

Vorbereitung auf Universität
Eidg. Techn. Hochschule
Handelsabteilung
Arztgehilfenkurs

Frauen,
macht es Euch leichter!



In Küche und Haus
einfach herrlich!

- Schneller abwaschen
- einfacher reinigen
- müheloser waschen

Mit dem stark schäumenden PON ist das möglich, denn es löst Schmutz und Fett augenblicklich, gibt dem Geschirr und Besteck herrlichen Glanz und macht das Abtrocknen überflüssig.

PON ist ideal zum Reinigen — ob Glas, Holz, Metall, Leder — alles strahlt in leuchtender Frische.

PON macht auch Ihre Wäsche blendend sauber, es schont Wolle, Seide und Kunstseide, weil es die Gewebe nicht flitzig macht und keine Kalkflecken gibt.

Die Grosspackung: Fr. 1.95 reicht zum 160g Abwaschen oder für 120 Klein- und Feinwäschen.

SEIFENFABRIK HOCHDORF A.G.



„Guets Brot“
„Feini Guetzli“

Seetalstrasse 119	Tel. 24 77 80
Seetalstrasse 212	Tel. 24 57 44
Forchstrasse 37	Tel. 23 00 75
Zollikon, Dufourplatz	Tel. 24 98 49
Tea-Room Bahnhofplatz 1	Tel. 23 12 72
Schaffhauserstrasse 18	Tel. 28 78 44
Universitätsstrasse 87	Tel. 28 20 58

G. Luginbühl Tel. 32 78 26
Rämistrasse 38, ZÜRICH 7, beim Pfauen

Vertrauenhaus
für schöne Postermöbel,
gute Bettwaren, Vorhänge usw.



Wertbeständige
Möbel

MIT SCHÖNEN STOFFEN, TEPPICHEN
UND VORHÄNGEN GEBEN IHRER WOHNUNG
EINE PERSÖNLICHE NOTE. BESICHTIGEN SIE UNSERE AUSSTELLUNG

MEER

ATELIER FÜR MÖBEL + INNENAUSBAU
MEER + CIE AG. BERN